



Unverkäufliche Leseprobe

Marliese Arold

Ich will doch leben



12,5 x 18,5 cm, Taschenbuch
152 Seiten, ab 12 Jahren, Januar 08
5,95 EUR [D]
6,20 EUR [A], 11,50 CHF
ISBN: 978-3-7855-6314-4

www.loewe-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2007 Loewe Verlag, Bindlach

Doktor Schmidt hatte gesagt, dass es lange dauern konnte. Wie lange? Jahre? Monate? Musste ich jetzt alles schneller tun, um noch möglichst viel in meinem Leben unterzubringen? Oder sollte ich die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis mich Leiden und Tod einholten?

Die Schule – alles hinschmeißen?

Das Volleyballspielen – verlorene Zeit?

Lauter Fragen, die mir keiner beantworten konnte.

Warum ich? Warum ausgerechnet ich?

Ich war der einsamste Mensch auf der Welt. Verloren unter allen Gesunden. Ich hatte kein Ziel mehr. Ich war völlig nutzlos in einer Gesellschaft, in der Gesundheit und Leistung zählten.

Marc konnte ich mir aus dem Kopf schlagen. Wie überhaupt alle Jungen. Ich würde wahrscheinlich niemals Kinder kriegen. Und vermutlich würde ich sogar früher sterben als meine Eltern.

Ich lehnte den Kopf an einen Laternenpfahl. Das kalte Metall war wohltuend. Ich sehnte mich nach einer Schulter zum Anlehnen. Ich wollte weinen und dabei eine tröstliche Umarmung spüren.

Doktor Schmidt hatte recht, ich schaffte das nicht allein. Es überstieg meine Kräfte. Ich musste mit meinen Eltern sprechen. Sie hatten ein Recht darauf, es zu erfahren. Schließlich lebten wir zusammen, und ich war ihr einziges Kind. Langsam ging ich nach Hause.

10

Meine Mutter hatte die kurze Notiz gelesen, die ich auf den Küchentisch gelegt hatte: *Bin beim Arzt*.

„Mein Gott, Nadine“, sagte sie, als sie die Tür öffnete. „Ist was passiert?“

Dass etwas Schlimmes geschehen war, stand mir offenbar deutlich ins Gesicht geschrieben. Ich konnte nicht sprechen.

Mutter sah, dass meine Schultern zuckten. Sie nahm mich in den Arm und führte mich ins Wohnzimmer.

„Bist du krank? Was ist los? Wir können doch über alles sprechen.“

Noch immer konnte ich kein Wort sagen. Ich brachte das Entsetzliche einfach nicht über meine Lippen.

„Bist du schwanger?“ fragte sie sanft.

Ich schüttelte heftig den Kopf. Plötzlich sprudelte alles aus mir heraus. „Ich bin HIV-positiv, Mama! Florian hat Aids, und ich hab mich angesteckt!“

Sie sah mich verständnislos an. Dann fragte sie tonlos: „Bist du sicher?“

„Der Test ist positiv ausgefallen. Deswegen hat Doktor Schmidt auch angerufen und mich in die Praxis bestellt.“ Ich konnte nicht weitersprechen. Es war schlimm zu sehen, wie die Nachricht auf meine Mutter wirkte. Ihre Lippen zuckten. Es war für sie genauso unfassbar wie für mich. Plötzlich lagen wir uns in den Armen und hielten einander fest, ganz fest.

„Und jetzt?“ schluchzte ich. „Mama, was soll ich jetzt bloß tun?“

„Irgendwie werden wir es schaffen“, murmelte meine Mutter. „Irgendwie kriegen wir das hin. Oh, Nadine, meine Nadine!“

Ich war kein kleines Kind mehr und glaubte nicht mehr an die Allmacht der Erwachsenen. Wie sie das „hinkriegen“ wollte, war mir schleierhaft. Trotzdem trösteten mich ihre Worte. Die Zuversicht, die daraus sprach, selbst wenn ich wusste, dass es eigentlich nichts gab, was irgendwer tun konnte. Es tat einfach gut zu wissen, dass sie mich bei allem, was auch kommen mochte, unterstützen würde, dass ich nicht allein war.

Nach einer Weile ließ sie mich los und strich sich das Haar aus dem Gesicht. In ihren Augen glänzten Tränen.

„Seit wann weisst du, dass Florian Aids hat?“

„Seit letzter Woche.“ Ich erzählte ihr von dem Brief und dass Florian mich darin gebeten hatte, mich testen zu lassen.

„Ich hab's nicht geglaubt“, schluchzte ich. „Ich hab mir eingeredet, dass Aids doch bloß die anderen kriegen.“ Heftiges Weinen schüttelte mich, als ich an das ganze Auf und Ab von Hoffnungen und Ängsten dachte, die ich durchgemacht hatte.

„Jetzt weiß ich wenigstens, was in der letzten Zeit mit dir los gewesen ist“, meinte Mutter leise. „Warum hast du denn nicht früher etwas gesagt?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Ich wollte euch nicht damit belasten. Ich hab ja immer gedacht, dass es nicht wahr ist.“

„Nicht wahr“, wiederholte meine Mutter mechanisch. „Aber es ist wahr. O Gott.“ Sie schloss mich wieder in ihre Arme.

Ob sie auch da sein würde, wenn ich starb? Oder würde ich dann allein sein, in einem sterilen Krankenzimmer, angeschlossen an unzählige Apparate? Alles verkrampfte sich in mir. Sterben. Tod. Ich hatte solche Angst davor! Ein dunkles, unbekanntes Nichts, das mich einsaugen würde ...

Ich wollte leben, verdammt! Warum konnte ich nicht einfach all das tun, was die anderen auch taten? Ich wollte nicht krank sein!

Die Vorstellung, dass in meinem Körper, in meinem Blut, das tödliche Virus herumkrabbelte und sich dort vermehrte, war unerträglich! Es würde sich ausbreiten und seine langsame Zerstörungsarbeit fortsetzen, bis mein Körper eines Tages streikte.

Ich hatte Angst. Mir war richtig schlecht. Ich fühlte, dass ich gleich durchdrehen würde.

„Warum ich, Mama? Warum ausgerechnet ich?“ Ich klammerte mich an sie. „Ich will es nicht haben. Ich will nicht!“

Mutter streichelte sanft meinen Rücken.

„Wir werden das schon schaffen, Nadine“, sagte sie immer wieder. „Bestimmt.“

Ich weiß nicht, wie lange wir so saßen und einander festhielten. Irgendwann kam mein Vater ins Zimmer. Er ahnte nichts von der Katastrophe und war wie gewohnt schwungvoll und fröhlich.

„Hildegard, ich bin ganz verzweifelt, ich kann nur einen von meinen neuen braunen Socken finden!“

Als er uns sah, stutzte er. „Was ist denn los?“

Mutter ließ mich los. Sie sah mich fragend an. Ich nickte. Vater sollte es auch wissen.

Meine Mutter schluckte. „Nadine hat eben erfahren, dass sie HIV-positiv ist.“

Er schaltete nicht sofort. „HIV-was?“

„Ich hab das Aidsvirus“, sagte ich tonlos.

„Aber das kann nicht sein ...“

„Doch“, erwiderte ich. „Florian hat mir geschrieben. Bei ihm ist die Krankheit inzwischen ausgebrochen. Er hat es durch eine Bluttransfusion gekriegt.“

Vaters Gesicht war wie versteinert. Er ließ sich in einen Sessel fallen und sagte kein Wort – der totale Schock.

Ich brauchte meine Eltern, ihre Liebe, ihre Unterstützung. Sie würden mich in dieser schwierigen Lage nicht allein lassen, das wusste ich.

Aber es war schlimm, den Schmerz in ihren Augen zu sehen und zu wissen, dass sie meiner wegen litten.

In diesem Moment hätte ich mich am liebsten in Luft aufgelöst. Einfach nicht mehr existieren, keine Qualen mehr verursachen ...

HIV betraf zwar mich, aber meine Familie war unweigerlich genauso betroffen. Der heutige Tag änderte nicht nur mein Leben, sondern auch das meiner Eltern.

Nach einer Weile murmelte mein Vater: „Und was kann man da machen?“

Ich erkannte, dass es nichts Schlimmeres gab, als seinen Eltern sagen zu müssen, dass man wahrscheinlich vor ihnen sterben würde.

Ich schüttelte nur stumm den Kopf. Es gab keine Mittel. Es gab keine Therapien.

„Vielleicht finden sie ja bald etwas. Täglich werden neue Entdeckungen gemacht. Es ist bloß eine Frage der Zeit, bis sie auch diese Krankheit in den Griff kriegen oder einen Impfstoff finden. Und Nadine ist ja noch jung.“ Das letzte war ihr rausgerutscht. Meine Mutter biss sich auf die Lippen. Noch jung. Ja, viel zu jung zum Sterben. Soviel ungelebtes Leben, das ich verlieren würde.

Ich fing wieder an zu weinen. Es war so ungerecht. Warum ausgerechnet ich? Warum, warum, warum?

Ich war völlig fertig. Mein ganzer Mut verließ mich. Warum gegen das Virus ankämpfen? Es hatte ja sowieso keinen Sinn. Früher oder später würde es ja doch den Sieg davontreiben. Was sollte ich mit dem Rest meines Lebens anfangen? Wer weiß, wie schnell die Krankheit ausbrechen würde. All meine Kraft und meine Energie waren wie fortgeblasen. Ich saß völlig apathisch im Sessel und bekam kaum etwas von dem mit, was um mich herum geschah. Mutter telefonierte ein paar Mal. Später erfuhr ich, dass sie auch mit Doktor Schmidt gesprochen hatte. Mein Vater sagte kaum etwas, aber ich brauchte ihn nur anzusehen, um zu sehen, wie nahe ihm die Sache ging.

Das Wochenende bestand aus endlos sich aneinanderreihenden düsteren Stunden. Meistens lag ich im Bett. Mein

ganzes Denken schien sich auf zwei Worte zu beschränken: Warum ich? Warum ich? Warum ich?

Mein Gehirn wiederholte diese Worte mit der Gleichförmigkeit einer Maschine, die sich einfach nicht abstellen ließ.

Schlafen und Wachen unterschieden sich kaum. Ich befand mich in einem richtigen Dämmerzustand. Alles, was ringsum passierte, interessierte mich nicht. Es war grässlich. Ich wusste, dass ich mich total hängen ließ, aber ich konnte nicht anders.

Erst Sonntagabend wurde mein Kopf wieder klarer. Mein Verstand kehrte zurück. Er funktionierte sogar gestochen scharf. Als Mutter mir sagte, dass ich zunächst mal weiter zur Schule gehen und keinem etwas davon sagen sollte, dass wir zusammen die Aids-Hilfe aufsuchen und uns beraten lassen würden, sah ich das vollkommen ein. Alles, was sie sagte, war logisch und vernünftig. Sicher, das war der beste Weg.

Bloß mein Fühlen hatte sich abgemeldet. Innerlich war ich wie tot. Die völlige Verzweiflung war weg, aber ich spürte auch keine Hoffnung, keine Freude mehr. Tief in mir drin herrschte einfach vollkommene Leere. Das totale Gefühlsvakuum. Und das war fast noch schlimmer als vorher.

11

In der Nacht zum Montag hätte ich fast etwas Schreckliches getan.

Ich konnte nicht schlafen und überlegte, wie ich mich in Zukunft in der Schule verhalten sollte. Einfach so tun, als sei nichts geschehen? Über Witze und Spötteleien lachen, die Launen der Lehrer ertragen, Lernstoff pauken, und das immer in dem Be-